

Paul Petzel

Walter Homolka, **Der Jude Jesus – Eine Heimholung,**

(Herder) Freiburg u.a. 2020⁴, 256 S.

Zu Beginn ein Selbst-Versuch für das nächste Weihnachtsfest: Gehen wir mit kleinen Kindern an eine Krippe, zeigen wir auf das Kindchen darin und sagen: „Das ist der kleine Jesus, das kleine Judenkind aus Bethlehem.“ Und wenn wir mutig sind, ergänzen wir: „Und in acht Tagen wird das Baby beschnitten und bekommt seinen Namen.“ Sind meine eigenen Empfindungen singulär, wenn sich allein schon im fiktiven Versuch Befremdlichkeit einstellt? Verwunderlich ist solches Fremdeln allerdings nicht. Schließlich konnten schon die Konzilsväter mit dem Fest der Beschneidung des Herrn wenig anfangen und strichen es aus dem Kalender. Und vom Jesuskind als *Judenkind*, von der Menschwerdung Gottes als einer Judewerdung zu sprechen, gehört weder zum aktiven Wortschatz der Prediger, noch zu den Begriffen der Theologie. Jahrhunderte lang – bis heute – konnte und kann gepredigt und theologisiert werden, ohne dass das Judesein Jesu dabei eine Rolle spielte. Noch 1997 sah sich Johannes Paul II. veranlasst, darauf hinzuweisen, dass sich es dabei nicht um einen für den Glauben belanglosen Zufall handele.

Walter Homolka ist Rabbiner und Professor, Gründer der School of Jewish Theology in Potsdam, der einzigen Ausbildungsstätte liberaler Rabbiner- und KantorInnen in Deutschland. Schon 2015 hat er die englische Erstausgabe des Buches vorgelegt, das 2020, aktualisiert und erweitert, in Deutsch erschien.

Beeindruckend materialreich und dadurch zumal für Christen instruktiv entfaltet der Autor ein Panaroma jüdischer Befassung mit Jesus von früh-rabbinischen Zeiten, über das Mittelalter bis in die Moderne, ja die Gegenwart. So finden sich im Talmud – quantitativ verschwindend gering – scharfe Polemiken. Danach sei Jesus ein uneheliches Kind, von einem römischen Soldaten gezeugt, habe sich der Zauberei anheimgegeben und das Volk verführt, um schließlich gesteinigt bzw. erhängt zu werden und in der Hölle-Jauche zu brodeln ... Ist dies nun ein narratives Ventil für erfahrene Repression in einem nach-konstantinischen Staatskirchentum (so Johann Maier) oder eher selbstbewusste rabbinische *counter story* (so Peter Schäfer)? Auch das Mittelalter hat eine volkstümliche polemische Sage, die *Toldot Jeschu*, hervorgebracht und stark kolportiert. Allein, mit Blick auf die Folgen konstatiert der große Historiker Heinrich Graetz im 19. Jh.: „Die Christen vergossen unser Blut, wir nur Tinte“! Positiv hat dagegen schon Maimonides das Christentum geradezu mit dem Ehrentitel einer *praeparatio messianica* bedacht. Mit der Aufklärung und in der Moderne setzt sich insgesamt ein ausgesprochen positives Interesse an der Gestalt Jesu durch. So anerkennt der Hamburger Rabbiner Jakob Emden Christentum und Islam als je eine „Gemeinschaft um des Himmels willen“ und darum auch mit Bestand.

Den Schwerpunkt des Buches machen aber das 19. und 20. Jh. aus. Wie die liberale protestantische Theologie Distanz hält zu dogmatischen Vorannahmen, arbeitet auch die neu entstandene Wissenschaft des Judentums historisch-kritisch. Jesus wird sichtbar als Jude im Kontext des zeitgenössischen Judentums. Seit der Arzt und Gelehrte Joseph Salvador 1838 die erste jüdische Jesus-Monographie publiziert hatte, konnte Jesus als „Volkslehrer“ apostrophiert werden (Isaak M. Jost), profilierter Pharisäer (Abraham Geiger), Weisheitslehrer oder auch Freiheitskämpfer u.ä. Erstaunlich genug: Obwohl die liberale protestantische Theologie mit gleicher Methode arbeitete, entwich ihr der Jude Jesus dennoch aus dem Blick. Solches „Verschwinden“ ist gleichsam programmiert durch das Vorurteil, das Judentum nach dem Exil – verräterisch als „Spätjudentum“ bezeichnet – sei ein Phänomen des Verfalls. Dann

aber muss Jesus in der Differenz dazu als seine Überbietung, wenn nicht als Verabschiedung von ihm dargestellt werden.¹

Ihren „Sitz im Leben“ hatte die jüdische Jesu-Leben-Forschung in der unsicheren Situation seit der bürgerlichen Emanzipation. Seit 1812 zwar gleichberechtigt, galt es das Judentum auch als konstruktive kulturelle und soziale Größe auszuweisen. Und wie sollte das besser geschehen, als *die* zentrale Gestalt der christlichen Kultur als Jude deutlich zu machen? Wir wissen, dass dies den Antisemitismus der Kaiserzeit nicht aufhalten konnte ... Der Berliner Antisemitismustreit, von Treitschke und Hofprediger Stoecker losgetreten, ist ein frühes Zeugnis dafür.

Das 20. Jh. wird eröffnet von der ersten expliziten christlich-jüdischen Kontroverse. Leo Baeck antwortet mit *Das Wesen des Judentums* auf von Harnacks ungemein öffentlichkeitswirksames *Das Wesen des Christentums*. Während danach das Evangelium, ganz getragen von der „Kraft der Persönlichkeit Jesu“, den „inneren Menschen“ anspreche, fehle dem Judentum ein Sinn für Individualität. Seine einst durchaus reiche Ethik sei unter Kultus und Ritus begraben und verbleibe im Verrechnen à la „Aug‘ um Aug‘, Zahn um Zahn“. Baeck kritisiert von Harnacks Ignoranz der Ergebnisse der Wissenschaft des Judentums, mangelnde Grundkenntnisse rabbinischer Theologie und setzt der Abwertung des Judentums eine Typologie von Religionsformen entgegen, wonach das Christentum (nach Paulus, Augustinus und Luther) eine „romantische“ Version abgibt im Unterschied zur „klassischen“, zu der Jesus, Pelagius und Calvin zu rechnen sind und auch das Judentum. Damit ist auch eine größere Nähe Jesu zum Judentum als einem paulinisch formatierten Christentum behauptet.

Die Linie einer „Heimholung“ Jesu ins Judentum – den Begriff prägte wohl H. Wolfson 1925 – setzt sich im 20. Jh. fort mit Joseph Klausner, Martin Buber, Fr. Rosenzweig, Ben Chorin, David Flusser, Pinchas Lapide, S. Sandmel, Ernst L. Ehrlich, H.-J. Schoeps und weiteren. Mittlerweile schon eine Unterdisziplin der Jewish Studies geworden, zeigt die englische Entsprechung für Heimholung - *reclamation* - deutlicher das Moment des Anspruchs an, das ihr durchaus zu eigen ist. Verhandelt werden eben nicht nur unverbindliche „Verständnisse“, sondern auch Zugehörigkeiten, Verwandtschaften und mit dem Christentum konkurrierende Ansprüche des Verstehens. Insbesondere bei gegenwärtigen Autoren und Autorinnen wie etwa dem orthodoxen Rabbiner, Talmudforscher und Theoretiker Daniel Boyarin begegnet eine entsprechende Souveränität. Zumal Literaten und Künstler eignen sich mittlerweile ganz unbefangenen christliche Topoi an wie etwa das Abendmahl oder die pietà, um eigene jüdische Befindlichkeiten zu artikulieren.

Das Panorama jüdischer Jesusbezüge arbeitet Homolka immer in Relation zu christlich-kirchlichen Realitäten durch. So ist erst nach der Shoah eine Kommunikation auf Augenhöhe entstanden, die allerdings durch Altpapst Benedikt XVI. resp. J. Ratzinger Rückschläge erhalten hat. Die Anerkennung des Judentums als Gottes Volk im ungekündigten Bund - von Johannes Paul II. als Grundsatz aller christlichen Verständigung mit dem Judentum formuliert – konnte Ratzinger dadurch verunklären, dass er von einer „Umstiftung des Sinai-Bundes in den neuen Bund im Blute Jesu“ sprach oder in der Karfreitagsfürbitte für den außerordentlichen Ritus Formulierungen präsentiert, die von Juden – und Christen – kaum anders als subtile Anbahnung von Judenmission verstanden werden können. Für seine Jesustrilogie, in der Ratzinger zwar das Gespräch mit dem Talmudforscher J. Neusner aufnimmt (häufig oberflächlich euphorisch kommentiert), resümiert Homolka enttäuscht, dass er dennoch eine „substantielle Auseinandersetzung mit der jüdischen Position „schuldig“ bleibe.

Damit ist Homolkas Interesse und Anspruch an christliche Theologie benannt: „eine Christologie zu schaffen, die ohne eine Karikatur des Judentums auskommt, seine bleibende Erwähnung ernst nimmt und eine positive Einstellung zur Willensfreiheit der Menschen wertschätzen kann“. J.H. Tück sucht in seinem instruktiven Geleitwort darauf zu reagieren.

Um aus christlicher Sicht die Voraussetzung der Ansprüche von Homolka auf verbindliche Bezugnahmen ganz deutlich zu formulieren: Das *nach*biblische Judentum bleibt *neben* der Kirche heilsgeschichtlich positiv anzuerkennen als Größe „von Gottes Ratschluss“. Dann aber

¹ Vgl. dazu die eindrückliche Studie von N.Reck, *Der Jude Jesus und die Zukunft des Christentums. Zum Riss zwischen Dogma und Bibel. Ein Lösungsvorschlag*, Ostfildern 2019.

ist es nicht „nur“ eine kulturell „interessante“ Größe und seine Theologie womöglich inspirierend und je nach Neigung zu rezipieren oder auch nicht. Im Kern sind die Äußerungen dieses Judentums *potentiell* als Zeugnisse des Einen Gottes aufzufassen. Fachtheologisch formuliert: Das Judentum ist ein *locus theologicus*, ein „Ort“, ja, eine ganze Landschaft, die von Christen zu „erfahren“ ist, wenn die eigene christliche Rede von Gott denn hinreichend deutlich und komplex geraten soll.